

# Der Weg

Warum ich auf diesem Weg bin, weiss ich eigentlich nicht. Plötzlich, heute Morgen während des Zähneputzens, hatte ich das seltsame Gefühl, hier entlang gehen zu müssen. Zuerst hielt ich es für eine momentane Stimmung, doch das Gefühl liess mich nicht mehr los. Es verfolgte mich beim Kaffeetrinken, beim Auslöffeln des Joghurts, beim Anziehen, bis ich mich auf den Weg machte. Die Strecke kenne ich gut, also grosse Überraschungen erwarte ich nicht. Nun gehe ich also dem Wald entlang. Menschen sehe ich keine, was erstaunlich ist, normalerweise machen Frühaufsteher hier ihre Morgenspaziergänge. Noch ist es kühl, doch ich liebe den frischen Wind, der weckt mich. Vögel pfeifen ihre Lieder und die Glocken der Kühe auf der Wiese, machen die frühmorgendliche Ruhe noch attraktiver. Es ist ein schöner Spaziergang, den ich oft mache, doch, heute hatte ich es eigentlich nicht vor. Sicher ich hätte zu Hause bleiben können, aber irgendwie doch nicht, es war wie ein Ruf, dessen Grund mir unbekannt ist. Den Weg kenne ich, nach einem kleinen Aufstieg im Wald und einer längeren Strecke geradeaus, komme ich zum Bauernhaus von Bauer Herrmann, und von dort sieht man schon das nächste Dorf.

Bei einer kurzen Pause geniesse ich den Ausblick über die Wiesen und die nächsten Hügel, die auch oft Ziel meiner Wanderungen sind. Zeit habe ich genug, ich schreibe Bücher und kann mir den Tag nach meinen Bedürfnissen einrichten. Das Wandern hilft mir dabei, meine Geschichten auszudenken. Wirklich reich wird man beim Schreiben nicht, aber es ist befreiend, mehr als mein ursprünglicher Beruf als Ingenieur.

Oft helfe ich Bauer Hermann auf dem Feld, oder bei der Apfel- oder Kirschenernte, damit ich mir etwas dazu verdienen kann. Der neue Computer ist, dank der Äpfel, meine neueste Investition.

Weiter geht es den kurzen Aufstieg hinauf, bis ich die Anhöhe erreiche. Von hier aus kann ich den Bauernhof sehen, doch mir fällt eine Abzweigung auf, die ich bis jetzt noch nie bemerkt habe. Vielleicht habe ich sie einfach übersehen, doch ich hätte schwören können, sie war vorher nicht da. Eigenartig ist es schon, diesen Weg habe ich schon 1000-mal gemacht. Neugierig wie ich nun mal bin, wähle ich den mir unbekanntem Weg, bin mir aber nicht sicher, ob ich es wirklich aus eigenem Willen tue. Irgendetwas drängt mich dazu, aber möglicherweise bilde ich mir das nur ein.

Der Weg gleicht dem zu Bauer Hermann: Wald, mit vielleicht etwas mehr Tannen und etwas dichter. Er verläuft eben, ist aber steiniger und kühler. Auf den Bäumen hat es viele Raben. Ihr raues Krächzen klingt fast unheimlich, solche habe ich hier noch nie gesehen. Manche scheinen mir zu folgen.

Sehr interessant ist dieser Weg nicht, vermutlich komme ich so nach Steinau, einem kleinen Weiler mit nur wenig Häusern, langweilig, ohne Laden und Restaurant. Ich werde noch zehn Minuten gehen, dann kehre ich um.

Bei einem Baum, auf dem fünfzig oder mehr Raben sitzen, habe ich das Gefühl, sie würden mich beobachten, zumindest schauen sie in meine Richtung. Diese hier sind ruhig, bewegen sich kaum, irgendwie seltsam.

Der Himmel hat sich verdunkelt, es sieht nach Regen aus. Das erstaunt mich, als ich von zu Hause gestartet bin, war wunderschönes Wetter. Jeder normale Mensch würde jetzt umkehren, aber ich schaffe es nicht, etwas hält mich davon ab.

Eine kurze, aber heftige Steigung beginnt. Es kann unmöglich der Weg nach Steinau sein, der ist flach. Ich schaue hinauf und habe eigentlich keine Lust, mich da hinaufzuquälen. Ich atme tief ein und nehme trotz meiner Abneigung den Weg in Angriff. Noch während des Aufstiegs beginnt es zu regnen. Eine wasserdichte Jacke wäre jetzt schön. Meine, die ich heute Morgen mitgenommen habe, schützt mich nicht. Aber als ich losging, war kein Wölkchen am Himmel, wer denkt da schon an so was. Ich ärgere mich, nicht nur wegen der falschen Jacke, nicht nur wegen des Regens, sondern hauptsächlich, weil ich weiter gehe. Umdrehen, um dem Spiel ein Ende zu setzen, will ich nicht, eigentlich kann ich es gar nicht.

Der Regen wird stärker, und ich bin sofort bis auf die Haut nass. Würde der Spruch ›Regen macht schön‹ wahr werden, wäre ich jetzt Mister World.

Nach Atem ringend – meine vierzig unsportlichen Jahre, und das noch bis vor Kurzem starke Rauchen, machen sich hier unangenehm bemerkbar – erreiche ich die Anhöhe. Hier endet der Wald und der Weg geht in einer lange, von Pappeln gesäumter Allee über, zu einem Gittertor. Das Tor ist der Eingang zu einem grossen Anwesen mit einem herrschaftlichen Haus. Ich lebe schon seit ewig in dieser Gegend, aber das alles ist mir unbekannt.

Der Regen lässt nach, dafür schieben sich dichte Nebelschwaden über den Weg, die mir den Blick zu Tor und Haus versperren. Langsam, halb blind, gehe ich weiter. Es wundert mich, dass ich nicht stehen bleibe, es macht mir Angst, mein vernünftiger Wille, ist ausgeschaltet. Die Raben begleiten mich noch immer, sie tauchen plötzlich vor mir aus dem Nebel auf, um danach sofort wieder zu verschwinden. Auch höre ich eigenartige Geräusche, die unmöglich von den Vögeln stammen können. Ich wundere mich nicht mehr. Alles, was ich jetzt erlebe, ist so befremdlich, vermutlich träume ich einen superrealistischen Traum.

Der Weg verändert sich von einem Waldweg zu einem schmalen, geteer-ten Strässchen. Das Gehen ist so viel angenehmer, nicht mehr so schlammig.

Trotz der schlechten Sicht erreiche ich das Tor. Es ist verschlossen und lässt sich auch nicht öffnen. Da das Anwesen keine Mauern hat, käme ich problemlos seitlich daran vorbei. Doch aus einem, mir unerklärlichen Grund, tue ich es nicht und warte. Worauf weiss ich nicht, ich warte einfach. Plötzlich höre ich ein Geräusch, das Schloss entsperrt sich, das Tor geht auf. Noch unschlüssig, ob ich wirklich hineingehen will, bleibe ich beim Eingang stehen. Der Nebel ist jetzt so dicht, dass nur die ersten paar Meter vom Weg zu sehen sind, sonst ist alles weiss, mit einigen dunklen Schlieren.

Ich höre leise Stimmen, und obwohl ich sie nicht verstehe, weiss ich, sie bitten mich herein. Meine Unsicherheit ist komischerweise verschwunden. Ohne gross zu überlegen, mache ich die ersten Schritte in das unbekannte Gebiet. Im gleichen Moment verschwindet der Nebel, der Himmel ist blau und es hat aufgehört zu regnen. Ich komme nicht mehr aus dem Staunen. Der Blick zurück zeigt mir das gleiche Bild. Einen so schnellen Wetterwechsel habe ich noch nie erlebt. Vor mir liegt ein schöner, grosszügiger Garten, mit vielen Blumen, auch solche, die um diese Jahreszeit nicht blühen dürften. Ein kleiner Bach fliesst dem Weg entlang. Etwas entfernt in einer Wiese gibt es einen Teich mit Seerosen, Schilf und einem Steg. An leeren Parkbänken vorbei gehe ich auf das herrschaftliche Gebäude zu. Menschen sehe ich keine, aber die Stimmen, die noch immer da sind, zeugen davon, dass es welche geben muss. Ich ziehe meine nasse Jacke aus und hänge sie über meinen Arm. Das Wasser tropft auf den Boden und verdunstet fast im gleichen Moment. Es ist warm, für meine Begriffe schon fast zu warm.

Auf den Bäumen, die vereinzelt neben den Blumenbeeten in der grosszügigen Wiese stehen, sitzen wieder Raben, die mich zu beobachten scheinen. Okay, vielleicht ist es nur Einbildung, aber in dieser seltsamen Umgebung bekommt man leicht Verfolgungswahn.

# Das grosse Haus

Ich habe das Gebäude erreicht. Wie ein Herrschaftshaus sieht es nicht aus, mehr wie ein Schulgebäude, mit einem kleinen Glockenturm mit Uhr. Das steile Giebeldach aus dunkelroten Ziegeln, und mehreren, nah nebeneinanderliegenden Gauben, erinnert mich an ein Internat, in dem Schüler und Studenten an den offenen Fenstern sitzen und verbotenerweise rauchen.

Die kleine Turmuhr zeigt 9.00 Uhr an, was mit meiner Uhr übereinstimmt. Vor der schweren Holzpforte bleibe ich stehen, sie passt nicht zu meiner Vorstellung eines Internats, eher zu einer Kirche oder zu einem Kloster. Auch sehe ich den Sinn nicht, warum ich hier hineingehen sollte. Ich will doch nicht in dieses Gebäude, was soll ich dort, ich will zu Hause schreiben und meinen neuen Computer einrichten.

Wieder diese unverständlichen Stimmen, sie drängen mich zum Eintreten, ich füge mich. Etwas widerwillig gehe ich die zwei Stufen hinauf und drücke die Klinke nach unten. Doch die Pforte lässt sich nicht öffnen. Vielleicht öffnet sie sich von selbst, wie das Tor zum Garten. Ich warte, keine Reaktion, also versuche ich es nochmals, diesmal mit mehr Kraft. Langsam bewegt sie sich und ich kann sie aufdrücken, dabei macht sie ein Geräusch, als ob sie leiden müsste und mir zuschreit: ›Lass mich in Ruhe, öffne mich nicht!‹. Die Stimmen verstummen.

Meine Vorstellung, in einen dunklen Vorraum zu kommen, war komplett falsch. Eine grosse, helle Halle, tut sich vor mir auf. Nahe beim Eingang steht ein antikes Pult vor einem gepolsterten Armsessel. Alles ist pingelig sauber, kein Staub, der Steinboden glänzt. Auf der Schräge der Pultplatte liegt eine Ledermappe.

Als ich ein paar weitere Schritte in die Halle mache, sehe ich aus den Augenwinkeln, wie sich die Pforte langsam schliesst, diesmal fast geräuschlos. Ich fühle mich unwohl, wäre am liebsten wieder gegangen, hätte nie hineingehen sollen. Zuerst waren es die Stimmen, die mich nervös machten, von denen ich nicht weiss, woher sie kommen und jetzt die gruselige Stille.

Zaghafte beginne ich zu rufen: »Hallo, ist da jemand?«

Keine Antwort, auch niemand, der kommt. Nach einigen Minuten versuche ich es noch einmal, diesmal lauter. Aber auch jetzt keine Reaktion. Mein Mut nimmt zu und ich gehe zum Pult, die Mappe könnte ein Empfangsbuch sein. Es interessiert mich, wer hier wohnt und für alles zuständig ist. Absichernd sehe ich mich um und öffne sie gespannt, doch alle Seiten sind leer. Enttäuscht schliesse ich sie wieder.

Erst jetzt bemerke ich die Türen auf beiden Seiten der Halle, und die breite Treppe am Hallenende, die sich vor einer Fensterfront, mit Sprossenfenster und bunten Scheiben, wie ein Ypsilon in die oberen Stockwerke verzweigt.

Plötzlich sind zu meiner Linken, hinter einer der Türen, laute Schreie zu hören. Erschrocken blicke ich dorthin und weiss nicht, wie ich mich verhalten soll. Einfach nichts tun, wäre das Einfachste, doch das kann ich nicht, aber etwas zu unternehmen macht mir Angst. Ich überwinde mich, zu der betreffenden Tür zu gehen. Mit dem Ohr am Türblatt versuche ich herauszufinden, was dahinter los ist. Weil nichts mehr zu hören ist, nehme ich den ganzen Mut zusammen und drücke die Klinke nach unten. Die Tür lässt sich nicht öffnen. Enttäuscht, aber doch erleichtert, versuche ich es bei der nächsten Tür. Noch während ich auf sie zugehe, höre ich Flügelflattern. Sofort weiss ich, es ist ein Rabe. Er lässt sich hoch über mir auf einem Stab nieder, von denen es viele an den Wänden gibt. Bald setzen sich noch andere Raben auf beiden Seiten der Halle auf die Stäbe. Sie bewegen sich nicht und sehen jetzt aus wie Statuen aus geschnitztem, dunklen Holz. Mir ist unverständlich, wie sie in die Halle kommen konnten, die Pforte und alle Fenster sind zu. Aber ich lasse mich nicht verunsichern und gehe entschlossen zur nächsten und zur übernächsten Tür, aber auch die lassen sich nicht öffnen.

Ich gebe auf, versuche es nicht weiter, vielleicht habe ich mir die Schreie nur eingebildet. Hier ist alles so verwirrend und unbegreiflich, mein Verstand könnte mir einen Streich gespielt haben.

Das, was hier im Moment abläuft, kommt mir vor wie ein Computerspiel. Vor Jahren, als ich noch jung war, hatte ich auf meinem Computer ein Abenteuerspiel genannt *Myst*, mit unheimlichen, spannenden Landschaften und verrückten Maschinen, ohne Menschen. Dort musste man Gegenstände finden und durch Überlegen die Maschinen bedienen, um weiterzukommen. Ich hatte es nie fertig geschafft. Vielleicht ist es hier ähnlich, doch mein Ziel ist nicht weiterzukommen, sondern möglichst bald wieder nach Hause zu gehen.

Ich stehe vor der Treppe und bin entschlossen, den Aufstieg zu wagen. Vielleicht finde ich jemanden, der mir Auskunft geben kann. Natürlich erwarte ich Hindernisse, wie zum Beispiel eine plötzlich erscheinende Wand oder eine Treppe, die im Nichts endet. Der Gedanke, in einem Computerspiel zu sein, amüsiert mich. *Myst* im wirklichen Leben. Meine Stimmung hat sich komplett geändert, aus Unsicherheit und Angst ist Sarkasmus geworden und das Gefühl mich nicht verarschen zu lassen.

Da es eine stabile Steintreppe ist, brauche ich keine Angst zu haben, dass sie einstürzt. Trotzdem gehe ich sehr vorsichtig an den Aufstieg. Mit dem rechten Fuss teste ich die Stabilität. Es ist eine richtige Steintreppe. Dann stehe ich

mit beiden Füßen auf die erste Stufe. Keine Monster erscheinen, kein Verschieben der Tritte, dies ist eine ganz normale Treppe. Leicht zögernd gehe ich hinauf. Beim Ypsilon halte ich und blicke zurück in die Halle. Die Raben sitzen noch immer regungslos, wie Holzfiguren auf ihren Stäben.

Jetzt muss ich mich entscheiden, ob ich den rechten oder den linken Aufstieg nehme. Ich entscheide mich für den Linken, weil die Schreie, so scheint es mir, von dieser Seite kamen, obwohl es einen Zusammenhang kaum gibt.

Bald merke ich, diesen Entscheid hätte ich mir sparen können. Beide Aufstiege sind durch eine schmale Galerie, vor der Fensterfront oberhalb der Treppe miteinander verbunden. Einige Scheiben lassen sogar Blicke auf die Umgebung zu, welche mich aber im Moment wenig interessiert. Die Treppe endet an einem Flur mit dunklen Holzwänden, der sich bis zu einem Fenster auf der Gebäudevorderseite durchzieht. Am Anfang, zur Halle hin, befindet sich eine Tür, die ich kurz öffne. Es ist die Treppe zu den Dachzimmern mit den rauchenden Internatsschülern. Bei dieser Vorstellung muss ich schmunzeln.

Im Flur stehen auf der gleichen Seite, schmale Holzschränke, vermutlich die der Schüler. Auf der anderen Seite hängen grosse, durch Spots beleuchtete Porträts, von mir unbekanntenen Personen. Die armen Schüler müssen sich die jedes Mal ansehen, wenn sie zu ihren Schränken gehen. Ob die Bilder gemalt oder fotografiert sind, ist schwer zu sagen. Die Spots sind altmodisch, mit kleinen Glühbirnen. Es erstaunt mich trotzdem. Ich hätte in dieser Umgebung eher Öl- oder Gaslichter erwartet. Also, obwohl alles antik aussieht, lebt man hier nicht ganz in der Vergangenheit. Ich gehe dem Flur entlang bis zu einer Verzweigung und biege ab. Hier brennen schwache Deckenlampen. Auf beiden Seiten hat es Türen, die mit Nummern, wie in einem Hotel angeschrieben sind. Doch logisch ist die Nummerierung nicht. Es sieht eher aus, als ob sie nach dem Zufallsprinzip beschriftet wurden. Ich klopfe an die erste Tür auf der linken Seite. Keine Antwort. Ich klopfe noch einmal. Immer noch nichts. Dann versuche ich die Tür zu öffnen, was problemlos geht. Bevor ich eintrete, rufe ich höflich, ob jemand da sei. Da niemand antwortet, wage ich mich hinein. Es ist ein grosses Appartement, bestehend aus mehreren Räumen. Das hier scheint der Wohnraum zu sein, mit dunklen, verzierten Holzwänden und mit Büchergestellen voller antiker Bücher. Eine Polstergruppe steht in der Raummitte, und neben einem Schreibtisch wartet am Fenster ein gemütlicher Ohrensessel auf einen Leser. Rechts steht ein Esstisch mit vier Stühlen und eine Tür führt zum nächsten Raum. An der vorderen Wand hängen mehrere schöne Landschaftsbilder. Fast andächtig sehe ich mich um und erschrecke, weil ich im Aschenbecher auf dem Schreibtisch eine noch brennende Zigarre finde. Jemand muss vor Kurzem hier gewesen sein. Dieser Geruch ist mir schon beim Eintreten aufgefallen, aber

ich hielt es für den Geruch vergangener Zeiten. Vorsichtshalber rufe ich nochmals, wieder ohne Antwort. Ein beängstigender Gedanke schwirrt mir durch den Kopf, vielleicht ist der Bewohner gestorben und liegt tot auf dem Bett. Der nächste Raum ist tatsächlich das Schlafzimmer, aber zu meiner Erleichterung ist dort niemand.

Ich höre Geräusche aus dem Wohnraum und renne sofort zurück. Zuerst sehe ich niemanden, doch dann entdecke ich bei den Büchergestellten den Schemen eines alten Mannes, der im Zimmer etwas sucht. Er raucht die Zigarre. Die Erscheinung ist schwach, aber gut sichtbar. Seine Schritte sind zu hören und ich rieche ihn. Als ich näher zu ihm gehe, dreht er sich um und sieht mich an. Sofort entschuldige ich mich, für mein Eindringen und versuche mich zu erklären, aber er reagiert nicht, sondern geht durch mich hindurch und holt ein Buch aus dem Gestell. Er setzt sich damit in den Ohrensessel am Fenster, öffnet es und beginnt zu lesen, dabei lässt er die Asche seiner Zigarre einfach auf den Boden fallen. Lange blättert er darin, dann scheint er die gewünschte Seite gefunden zu haben. Er studiert sie und legt dann das Buch, mit einem entsetzten Blick, offen auf den Beistelltisch. Eine kurze Zeit lang scheint er nachzudenken, dann steht er auf und verschwindet im Schlafzimmer. Sofort folge ich ihm, aber er bleibt verschwunden.

In was bin ich da nur hineingeraten? Stimmen, die aus dem Nichts zu mir sprechen, Geistwesen, die Bücher lesen, Raben, die mich verfolgen. Ich schüttle verständnislos den Kopf, aber es macht mir keine Angst.

Das Buch interessiert mich. Warum ist er beim Lesen so erschrocken? Tatsächlich liegt es noch auf dem Tisch und ist real, ich kann es anfassen. Ich betrachte die offenen Seiten, es steht zwar etwas, aber der Text ist komplett sinnlos. Es sieht aus, als ob ein Zweijähriger wahllos auf der Tastatur eines Computers herumgespielt hätte. Trotzdem nehme ich es mit. Wieder auf dem Flur angekommen, gehe ich zur gegenüberliegenden Tür. Da ich jetzt weiss, wie es läuft, trete ich ein, ohne anzuklopfen. Das Zimmer ist bescheidener, mit einem Bett, einem Tisch und einem Sessel am Fenster. Einen zweiten Raum gibt es nicht. Auch hier hat es mehrere Büchergestelle. Die Bücher interessieren mich, sie sind alt. Ich nehme eines heraus. Es ist in altdeutscher Schrift geschrieben, für mich schwer lesbar. Die meisten Bücher sagen mir nichts, ausser die, welche man in der Jugend liest, wie ›die Schatzinsel‹, ›Robinson Crusoe‹, ›Tom Sawyer‹ und, was mich sehr überrascht, ›Harry Potter‹. Äusserlich sieht das Buch so alt wie die andern aus, aber es ist zu modern, und passt nicht zu der Zeit, in der ich mich zu befinden glaube. Überhaupt, in welcher Zeit glaube ich mich zu befinden, in den Zwanzigern, Dreissigern oder später? Ich habe keine Ahnung.

»Sehen sie sich ruhig auch hier um«, ertönt eine Frauenstimme.

Ich erschrecke, vorher war das Zimmer leer, und jetzt werde ich sogar angesprochen. Eine rothaarige Frau mittleren Alters sitzt plötzlich am Tisch.

Noch bevor ich etwas sagen kann, kommt eine Antwort von der Tür: »Nicht nötig, ich hab's gefunden, ich weiss, was geschieht.«

Der alte Mann von vorher steht dort. Wieder sind es nur Schemen, aber ich verstehe sie gut.

Ich habe ein richtig schlechtes Gewissen, weil ich sein Buch mitgenommen habe, sicher vermisst er es.

»Können wir es beeinflussen?«, will die Frau wissen.

»Nein, unmöglich, wir sind nur Beobachter.«

Der alte Mann verlässt das Zimmer und am Tisch sitzt niemand. Was diese Aussage wert ist, weiss ich nicht, möglicherweise nichts, ein zufälliges Gespräch.

Ich lege die Bücher wieder zurück und verlasse den Raum.

Das war eine Einlage, die ich nicht verstehe. Weitergebracht hat sie mich nicht, noch immer weiss ich weder wo ich bin, noch, was ich hier soll. Warum geschieht das alles? Es muss doch einen Grund geben. Die Situation beginnt mich langsam zu stressen, wieso muss gerade ich das erleben?

Auf dem Flur möchte ich mir noch weitere Zimmer ansehen, vielleicht bekomme ich dort Antworten. Doch etwas hält mich davon ab. Das Etwas will, dass ich zu den Dachzimmern gehe, und mich nicht weiter hier unten umsehe. Der Druck, den ich spüre, ist stark, vermutlich wäre es trotzdem möglich weitere Räume zu betreten, aber mit einem äusserst schlechten Gefühl.

So wichtig sind die anderen Räume anscheinend nicht, also gehe ich zur Treppe zu den Dachzimmern. Eine einfache, steile Holzterrasse, die bei jedem Tritt ächzt, führt in einen langen grossen Raum mit Dachschrägen und mehreren Dachfenstern. Drähte, zum Trocknen der Wäsche, sind gespannt, eine Hose hängt daran. Auf beiden Seiten sind Türen zu den Dachzimmern. Vermutlich haust hier das Personal. Es hat kleine Zimmer, und die Toiletten sind hinter irgendeiner Tür oder sogar im unteren Geschoss. Der Boden knarrt, als ich auf dem groben Holzboden zum ersten Zimmer gehe. Vorsichtig schaue ich hinein. Ein junger Mann mit langen braunen Haaren sitzt an einem kleinen Tisch am Fenster und schreibt. Ich merke sofort, er ist nicht real, es ist ein Schemen. Ich gehe an seinem Bett vorbei zu dem Schreibenden. Er mag etwas über zwanzig sein, gekleidet mit einem weissen Hemd und Knickerbocker. Mein Versuch, herauszufinden was er schreibt, scheitert. Er schreibt zwar, aber das Papier bleibt weiss. Nur für den Bruchteil einer Sekunde glaube ich, die Schrift zu sehen.



Im nächsten Raum treffe ich auf ein junges Mädchen, das auf dem Bett sitzt. Ihre langen blonden Haare fallen ihr ins Gesicht. Sie ist vielleicht fünfzehn Jahre alt und trägt ein schwarzes Kleid mit einer weissen Schürze. Ihr Zimmer gleicht dem des jungen Mannes, nur spiegelverkehrt. Sie betrachtet traurig einen Stein und weint. Nach meiner Vermutung ist es ein normaler, dunkler Kieselstein. Für sie aber muss er eine spezielle Bedeutung haben. Ich hätte sie gerne getröstet, doch das geht nicht, sie ist nur eine Illusion. Dann verblasst ihre Erscheinung, bis nichts mehr von ihr zu sehen ist. Frustriert verlasse ich den Raum.

Noch ein letztes Zimmer will ich mir ansehen, dann werde ich versuchen, das Gebäude zu verlassen und mich auf den Heimweg zu machen. Obwohl ich jetzt schon weiss, es wird mir nicht gelingen.

Im Zimmer, neben dem des Mädchens, scheint niemand zu wohnen. Das Bett ist nicht bezogen und auch sonst gibt es nichts, dass auf einen Bewohner hinweisen würde, ausser ein kleines rosa Päckchen auf dem Tisch. Es könnte ein Schmuckstück, wie einen Fingerring, oder eine Halskette enthalten, das würde in der Grösse ungefähr hinkommen. Eine schöne goldene Schlaufe lässt es wie ein Geschenk aussehen. Gespannt, was es sein könnte, gehe ich darauf zu. Ein Geräusch lässt mich herumfahren, und ich sehe, wie sich die Tür schliesst. Ich renne zurück, drücke mehrmals die Klinke herunter, aber ich kann sie nicht mehr öffnen. Ich bin eingesperrt, gefangen! Mit Klopfen und Rufen versuche ich, auf mich aufmerksam zu machen, aber wenn niemand da ist, nützt alles nichts. Wütend auf mich selbst, so unüberlegt in eine Falle getrampt zu sein, setze ich mich auf die Matratze des Bettes.

Plötzlich steht ein schwarz gekleideter Mann bei der Tür. Er schaut mich mit ernstem Blick an. Ich rufe ihm zu, er soll mich herauslassen, aber da ist er schon wieder verschwunden und die Tür bleibt verschlossen. In mir kommt Wut hoch. Was soll das, warum spielen die mit mir?

Seit einer halben Stunde, vielleicht auch länger, sitze ich nun da und mache nichts. Mehrmals habe ich erfolglos versucht, die Tür zu öffnen und nach diesem Mann gerufen, jetzt gebe ich es auf. Mein Wille, etwas zu unternehmen, hat ziemlich nachgelassen. Trotzdem gehe ich zum Fenster und öffne es, verscheuche dabei zwei Raben, die davorsitzen und schaue hinaus. Vielleicht, geht es mir durch den Kopf, vielleicht könnte ich über das Dach flüchten. Mit Glück ist ein anderes Fenster offen, oder ich schlage es ein und komme so ins Haus. Die Aussicht auf einen möglichen Ausweg gibt mir neue Hoffnung. Doch vor

der Klettertour möchte ich noch das Päckchen aufmachen. Ich fühle mich wieder besser, nehme das Päckchen und setze mich aufs Bett. Gespannt ziehe ich an der goldenen Schlaufe und öffne den Deckel. Watte. Ich nehme sie heraus. Etwas enttäuschend finde ich darunter keinen Schmuck, sondern nur einen schwarzen Stein, ähnlich dem des Mädchens. Als ich ihn herausnehmen will, ist er so heiss, dass ich ihn zurück in die Schachtel fallen lasse. Diesmal vorsichtiger, versuche ich es noch einmal. Die Hitze hat nachgelassen, ich kann ihn in die Hand nehmen. Da durchströmt mich ein seltsames Gefühl. Angst ist es nicht, aber es verunsichert mich. Ich betrachte den Stein genauer, er ist ungefähr doppelt so gross wie ein Fingerring, länglich, schwarz poliert, mit runden Ecken. Nach meinem Empfinden nichts Spezielles, ausser allenfalls der leichte, helle Schimmer, der ihn umgibt, was aber auch eine Täuschung sein kann. Seine Funktion kann ich nicht erkennen, doch scheint er wichtig zu sein, warum würde man ihn sonst in Watte gepackt in eine Schachtel legen. Ich höre ein Klicken, dann springt die Tür wie von Geisterhand auf. Ohne mir weitere Gedanken darum zu machen, stecke ich ihn in meine Tasche und verlasse den Raum. Jetzt will ich nur noch eins, so schnell wie möglich nach Hause.

Nichts hindert mich. Ich renne die Treppen hinunter, indem ich mehre Stufen auf einmal nehme, und mache in der Eingangshalle einen Endspurt zum Ausgang. Endspurt ist die richtige Bezeichnung, denn die Pforte lässt sich nicht öffnen. Mein Frust ist gross, ich schimpfe und schreie und verfluche alles und jeden. Natürlich hört mich niemand! All die Leute, die ich bis jetzt getroffen haben, waren nur Geister oder Schemen, oder wie immer man sie nennen will. Eigentlich habe ich es erwartet, es hätte mich erstaunt, wäre es nicht so gewesen.

Alle Stäbe an der Wand sind noch immer mit Raben besetzt, sie scheinen mich weiter zu beobachten.

Ich gehe zum Pult mit der Ledermappe und öffne sie wieder, sie wird so leer sein wie beim letzten Mal. Doch diesmal steht auf der ersten Seite mein Name, Roman Drechsler, sonst nichts. Das würde heissen, man kennt mich hier, das alles scheint ein abgekartetes Spiel zu sein, die wollen mich veräppeln!

»Hallo!«, rufe ich. »Ihr könnt mit dem Quatsch aufhören, es reicht, ich habe genug!«

Keine Reaktion, wie ich befürchtet habe.

Aber irgendwie muss es weitergehen, ich kann doch nicht für den Rest meines Lebens hier in der Halle warten. Also versuche ich es bei einer Tür, doch der Zugang bleibt mir verwehrt. Meine Überlegung, es nochmals im obersten Stock über das Dach zu versuchen, verwerfe ich wieder. Ich werde jetzt einfach warten. Wenn die wollen, dass ich etwas mache, sollen sie sich melden.

Wieder sind Schreie aus der gleichen Tür wie beim ersten Mal zu hören, diesmal lauter und verzweifelter. Es läuft mir kalt den Rücken hinunter. Es ist unheimlich und macht mir Angst. Ich halte mir die Ohren zu. Zugleich sehe ich, wie die Tür langsam aufgeht. Der Wunsch, sie sollen sich melden, geht leider viel zu schnell in Erfüllung. Ich will aber nicht in einen Raum mit Schreienden, ich will nach Hause. Doch das, was ich will und das, was ich tue, stimmen nicht miteinander überein, das heisst, ich gehe zur Tür, bleibe für einen Moment davor stehen und gehe hinein.

Dunkelheit und Schreie sind die Begrüssung. Es ist so beklemmend, dass ich den Ort sofort wieder verlassen will, aber im Dunklen finde ich die Tür nicht. Mit meinem Feuerzeug – Überbleibsel meines Rauchens – versuche ich etwas Licht in die Sache zu bekommen, doch viel mehr als meine Hand sehe ich nicht. Weil das Ding heiss wird, mache ich es aus und stecke es wieder ein. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als die Ohren zuzuhalten.

Zu meiner Linken wird es plötzlich hell und ich blicke in eine moderne Küche. Eine Frau steht gegenüber vom Herd vor einem Tisch und schält Kartoffeln. Sie ist noch jung, Ende zwanzig, trägt moderne Jeans und eine blaue Bluse. Ihr langes blondes Haar hindern sie beim Rüsten, sie muss es dauernd aus dem Gesicht schieben.

Warum zeigt man mir das? Es ist wieder eine Erscheinung, das ist mir bewusst, aber sie ist stofflicher, nicht mehr wie ein Schemen, sondern so, dass ich das Gefühl habe, ich könnte sie anfassen. Doch nähern kann ich mich ihr nicht, es ist, als wäre eine Scheibe zwischen uns. Also bleibe ich stehen und versuche mit Rufen, auf mich aufmerksam zu machen, doch die Frau reagiert nicht.

Ein gut gekleideter Mann kommt in die Küche. Die Reaktion der Frau ist eigenartig, sie schreit verzweifelt und versucht etwas zu erklären, dabei hält sie die Arme schützend vors Gesicht. Der Mann geht näher zu ihr und brüllt sie an, sie weicht zurück. Ich höre sie zwar, verstehe aber nicht, was gesprochen wird. Dann holt er zu einem Schlag aus. Mit der Hand versucht sie ihn abzuwehren, doch der Schlag ist so stark, dass sie rückwärts durch die Küche fliegt. Wieder geht er zu ihr, reisst sie an den Haaren und schlägt sie erneut. Die Frau weint, entschuldigt sich, bittet verzweifelt um Nachsicht. Doch er schlägt nochmals und nochmals.

Komischerweise weiss ich, was sie sprechen, obwohl ich es nicht verstehe, auch kenne ich den Grund für sein Handeln: Sie hat das Falsche eingekauft.

Sie liegt am Boden, die Hände schützend vor dem Gesicht, und entschuldigt sich panisch. Er brüllt sie an und deckt sie mit Tritten ein. Dann wirft er

alle Kartoffeln in das Wasserbecken auf dem Tisch und schmeisst es ihr über den Kopf. Nochmals schreit er etwas und verlässt die Küche.

Ich bin schockiert, weiss nicht, wie ich damit umgehen soll, ich hätte ihr gerne geholfen, aber das ist unmöglich.

Mühsam steht sie auf, sie blutet am Mund, sie zittert, sie wischt ihre schmutzigen Hände an den Jeans ab, sammelt die Kartoffeln ein und beginnt wieder zu rüsten. Als dann ihr Mann erneut in die Küche kommt, weiss ich, alles beginnt von vorn, eine unendliche Schlaufe.

Meine Knie sind ganz weich und das Herz klopft mir bis zum Hals. Was soll das? Ich verstehe es nicht, ich habe doch nichts damit zu tun.

Wieder ist es dunkel, den Geräuschen nach, müssten Raben hier herumfliegen, ich sehe sie aber nicht. Jemand stösst mich weiter, zumindest empfinde ich es so. Aber da ist niemand. Dann hört das Stossen auf, und es wird zu meiner Rechten hell.

Ich blicke in ein Kinderzimmer, Spielsachen und Plüschtiere liegen herum. Auf einem Tisch spielt eine Musikdose die Melodie von Peter und der Wolf. Eine bunte Lampe mit Micky Maus und Donald-Figuren brennt neben dem Kinderbett, in dem jemand liegt. Man sieht nur die blonden Haare aus der Bettdecke schauen. Es muss ein schlafendes Kind sein. Das Zimmer ist schön, aber die Zeichnungen an der Wand sehen eher traurig aus. Die meisten zeigen dunkle Orte und komische Männer, vielleicht müsste man sie einem Kinderpsychologen zum Auswerten geben. Nur das grosse Bild mit Bambi über dem Bett ist fröhlich. Ich höre Schritte, jemand kommt herein. Jetzt sind die Haare nicht mehr zu sehen. Ein älterer Mann in Unterhosen geht zum Bett, man sieht, er ist erregt. Fast liebevoll spricht er zum Kind, wieder verstehe ich es nicht, dann zieht er die Bettdecke herunter. Ein etwa siebenjähriges Mädchen mit langen blonden Haaren und einem weissen Nachthemd liegt dort. Man sieht die Angst in ihrem Gesicht. Sie bittet den Mann, sie schlafen zu lassen. Obwohl sie eine fremde Sprache sprechen, verstehe ich sie. Der Mann fasst sie an. Das Mädchen wehrt sich nicht, es weint.

Ich will das nicht sehen, schaue weg, aber trotzdem höre ich die Geräusche. Es ist schlimm. Warum muss ich dabei sein? Ich will das nicht. Der Mann ist fertig und seine so schleimig liebevolle Art ändert sich in eine wütend, böseartige. Mit den schlimmsten Drohungen hält er die Kleine fest und beschuldigt sie, ihn verführt zu haben. Er zieht seine Hose hoch und verlässt das Zimmer. Das Mädchen weint jämmerlich, es muss Schmerzen haben. Verzweifelt zieht es die Bettdecke herauf. Ich sehe nur noch ein paar blonde Haare. Im Hintergrund spielt die Musikdose ›Peter und der Wolf‹. Es beginnt von Neuem.

Warum werde ich gezwungen, das mitzerleben? Ich bin entrüstet und weiss nicht, ob ich schreien oder mir nichts anmerken lassen soll. Tief einatmend versuche ich mich zu beruhigen. Ich bin überzeugt, dass die mich verzweifelt sehen wollen, aber den Gefallen tue ich ihnen nicht und bleibe stark, als berühre es mich nicht. Wäre das ein Computerspiel, würde ich sofort die Escape-Taste drücken oder den Computer abwürgen.

Wieder ist es dunkel, ein Rabe fliegt vorbei, ich höre das Flattern seiner Flügel und spüre den sanften Druck zum Weitergehen, es ist kein Stossen mehr. Es sind nur wenige Schritte, bis es, diesmal vor mir, hell wird.

Ich will es nicht sehen, aber ich muss. Diese Szenen sind schrecklich, aber ich lasse mir nichts anmerken, schaue einfach wie unbeteiligt zu. Vielleicht hört es auf, wenn ich nicht darauf reagiere. Was ich wirklich fühle, geht die nichts an, ich hasse sie, wer immer sie sind.

Das Bild, das jetzt erscheint, zeigt ein Zimmer in einem Altersheim. Eine alte Frau sitzt an einem kleinen Tisch beim Fenster und versucht, etwas zu essen. Sie zittert so stark, dass sich das meiste auf dem Tisch und auf ihren Kleidern verteilt. Niemand hilft ihr, man sieht, sie gibt sich grosse Mühe, aber es gelingt ihr nicht. Sie kann nur wenig essen, weil fast nichts auf dem Löffel bleibt. Angstvoll schaut sie immer wieder zur Tür, sie scheint jemanden zu erwarten. Dann geht die Tür auf und eine Pflegerin betritt das Zimmer. Panik ergreift die alte Dame, als sie sie sieht. Die Pflegerin kommt zu ihr und schimpft. Diesmal verstehe ich sie. Sie beleidigt sie aufs Gröbste, sie sei ein Schwein, sie gehöre schon längst auf den Friedhof! Dann schlägt sie ihr ins Gesicht und leert die restliche Suppe oder den Brei über ihren Kopf. Sie reisst sie vom Stuhl und wirft sie, unter weiteren Beleidigungen und Schlägen aufs Bett. Die alte Dame weint, ihre Nase blutet, sie sagt aber nichts, vermutlich kann sie nicht sprechen. Eine zweite Pflegerin kommt dazu und sie lachen gemeinsam die Alte aus. Die erste geht zum Nachttisch, holt eine Brieftasche aus der Schublade und nimmt Geld heraus. Die Alte schaut zitternd und stöhnend vom Bett aus zu.

»Das ist die Strafe, wenn man sich schweinish benimmt, und du bist ein verdammtes Schwein. Das ist für unseren grossartigen Einsatz«, höre ich die Worte der zweiten Pflegerin.

Die Tür geht auf und ein Pfleger kommt herein. Die Pflegerinnen erklären ihm, dass die Patientin wieder gewütet habe. Sie hätten versucht, sie zu beruhigen, behaupten sie. Der Mann nickt nur und geht.

»Und jetzt reinigst du den Tisch, los, steh auf!«, sagt die Erste und reisst sie vom Bett. Die Alte fällt auf den Boden und schleppt sich auf allen vieren zum Stuhl. Mit grösster Anstrengung gelingt es ihr aufzustehen und sich hinzusetzen. Die zweite Pflegerin holt ein schönes weisses Hemd der Alten aus dem

Schrank und gibt es ihr zum Aufwischen. Dabei grinst sie gemein. Gröland verlassen sie den Raum. Die alte Dame sitzt zitternd am Tisch und versucht zu essen. Es beginnt von Neuem.

Das Altersheim verschwindet, aber es wird nicht dunkel, sondern vor mir erscheint eine Eichentür, mit eigenartig verzierten Figuren. Das Ende des Hauses kann es kaum sein, weit bin ich nicht gegangen. Zu meiner Linken ist ein grosses Fenster. Ich kann den Garten mit dem Teich sehen und auf den Bäumen Raben, die hierherblicken. Doch aufmachen geht nicht. Erleichtert, dass es vorbei ist, setze ich mich auf den Fenstersims. Nicht Müdigkeit ist der Grund, dass ich mich zu erholen muss, sondern all das, was ich bis jetzt erleben musste. Im Augenblick der Ruhe nehme ich das Buch des alten Mannes und studiere es genauer. Es ist ledergebunden und hat knapp in einer Aussentasche meiner Jacke Platz. Doch noch immer kann ich damit nichts anfangen, die Buchstaben ergeben keinen Sinn, aber die Worte haben jetzt vernünftige Längen. Möglicherweise war das vorher schon so, und es ist mir nicht aufgefallen. Aber mit Wortlängen allein kann man noch kein Buch lesen. Ich versorge es wieder und suche den Stein. In einer meiner Hosentaschen muss er sein. Lange finde ich ihn nicht und befürchte schon, ihn verloren zu haben, bis ich ihn in einer Jackentasche entdecke, die ich mit Sicherheit vorher schon durchsucht habe. Was solls, mich wundert nichts mehr und ich hole ihn heraus. Er ist kalt und glänzt. Granit oder Kiesel ist es nicht. Es muss eine andere Sorte Stein sein. Noch während ich darüber nachdenke, höre ich, wie die Tür aufspringt. Ich muss weiter, meine Pause ist vorbei. Widerwillig öffne ich sie und staune.

...